

MARY HIGGINS CLARK

DAS
ANASTASIA-SYNDROM

ROMAN

HEYNE <
EBOOKS

Rebecca schaltete auf volle Lautstärke, machte sich Notizen, wobei sie Mühe hatte, das Kleinkindgetuschel zu deuten.

»Wo wohnst du, Sarah?«

»Kent Court.«

»Bist du gern dort?«

»Mami weint dauernd. Molly und ich spielen.«

»Molly? Wer ist Molly, Sarah?«

»Meine Schwester. Ich will zu Mami. Ich will zu meiner Schwester.«

Judith begann zu weinen.

Rebecca beobachtete den Monitor. »Steigende Pulsfrequenz. Sie wehrt sich wieder gegen Sie.«

»Wir hören jetzt auf«, erklärte Patel. Er berührte Judiths Hand. »Judith, Sie werden jetzt aufwachen. Sie fühlen sich ausgeruht, frisch und munter. Sie erinnern sich an alles, was Sie mir erzählt haben.«

Rebecca seufzte erleichtert auf. Gott sei Dank, dachte sie. Sie wußte, wie Patel darauf brannte, mit Litencum zu experimentieren. Sie wollte den Fernseher ausschalten und erstarrte, als sie in Judiths angstverzerrtes Gesicht blickte, ihren Aufschrei hörte: »Halt! Tut ihr das nicht an!«

Die Meßdaten auf den Monitoren gerieten aus den Fugen. »Herzflimmern«, erklärte Rebecca knapp.

Patel ergriff Judiths Hände. »Hören Sie zu, Judith. Sie müssen mir gehorchen.«

Doch Judith konnte ihn nicht hören. Sie stand auf einem Richtblock vor dem Tower — am 10. Dezember 1660 . . .

Entsetzt beobachtete sie, wie eine Frau in dunkelgrünem Kleid und Cape an den Toren des Tower vorbei durch die johlende Menge geführt wurde. Ihrem Aussehen nach mußte sie Ende Vierzig sein. Ihr kastanienbraunes Haar war von grauen Strähnen durchzogen. Sie ging aufrecht, ohne die Wächter, die sich um sie scharten, eines Blickes zu würdigen. Ihre schön gemeißelten Züge waren zu einer von Wut und Haß erfüllten Maske erstarrt. Man hatte ihr die Hände vorne mit dünnen, drahtartigen Schnüren zusammengebunden. Unten am Daumen glänzte eine rote sichelförmige Narbe im Morgenlicht.

Judith sah, daß die Menge sich teilte, um Dutzenden von Soldaten Platz zu machen, die in geordneter Formation auf eine drapierte Einfassung neben dem Richtblick zumarschierten. Die Reihen öffneten sich, um einen schlanken jungen Mann mit Federhut, dunklen Kniehosen und besticktem Wams vortreten zu lassen. Die Menge brach in lauten Jubel aus, als Karl II. die Hand zum Gruß hob.

Wie in einem Alptraum sah Judith die Frau, die zum Richtblock geführt wurde, vor einem langen Pfahl innehalten, auf den ein Schädel

aufgespießt war. »Marsch, vorwärts«, befahl ein Soldat und versetzte ihr einen Stoß.

»Verwehrt ihr mir, von meinem Gatten Abschied zu nehmen« fragte sie voll eisiger Verachtung.

Die Soldaten drängten sie zu dem Platz, wo jetzt der König saß. Der neben ihm stehende Würdenträger verlas eine Schriftrolle. »Lady Margaret Carew, Seine Majestät hat es für unziemlich erachtet, daß Ihr gehenkt, ausgeweidet und gevierteilt werdet.«

Das Volk in unmittelbarer Nähe begann aufzuheulen. »Sieht die inwendig etwa anders aus wie meine Frau?« brüllte einer.

Die Frau beobachtet sie nicht. »Simon Hallett«, sagte sie erbittert, »Ihr habt meinen Gatten verraten. Ihr habt mich verraten. Und sei's aus der Hölle, ich werde einen Weg finden, das an Euch und den Euren zu ahnden.«

»Kein Wort mehr.« Der Befehlshaber der Wachmannschaft packte die Frau und versuchte, sie zu der Plattform zu drängen, wo der Henker wartete. Mit einer letzten herausfordernden Bewegung wandte sie den Kopf und spuckte dem König auf den Fuß.

»Lügner!« schrie sie. »Ihr habt Gnade verheißen, Lügner. Ein Jammer, daß man Eurer nicht habhaft wurde, als es Euren Vater den Kopf kostete.«

Ein Soldat versetzte ihr einen Schlag auf den Mund und zerrte sie weiter. »Dieser Tod ist zu gut für Euch. Wenn es nach mir ginge, würde ich Euch pfählen und auf dem Scheiterhaufen verbrennen.«

Judith rang nach Luft, als sie entdeckte, daß sie und die Gefangene einander verblüffend ähnelten. Lady Margaret wurde auf die Knie gezwungen. »Untersteht Euch, das wieder herunterzuziehen«, höhnte ein Soldat, als er ihr eine weiße Kappe über das Haar stülpte.

Der Henker hob das Beil. Es schwebte sekundenlang über dem Richtblock. Lady Margaret wandte den Kopf. Sie durchbohrte Judith mit den Blicken — fordernd, zwingend. Judith schrie: »Halt! Tut ihr das nicht an!« Sie stürzte auf das Schafott, warf sich zu Boden und umfing die Verurteilte, als das Beil herabsauste.

Judith schlug die Augen auf. Dr. Patel und Rebecca Wadley standen über sie gebeugt. Sie lächelte ihnen zu. »Sarah«, sagte sie. »So heiß ich in Wirklichkeit, stimmt's?«

»An wieviel von dem, was Sie uns erzählt haben, erinnern Sie sich noch?« fragte Patel vorsichtig.

»Kent Court. Das ist doch die Straße, von der ich gesprochen habe? Ich erinnere mich jetzt. Meine Mutter. Wir waren in der Nähe vom Bahnhof. Sie hielt mich an der Hand, mich und meine Schwester. Die Raketen, ich meine wohl die V 1, kamen. Am Himmel ein Dröhnen, wie

Flugzeuge. Die Sirenen. Das Motorengeräusch verstummte. Und dann überall schreiende Menschen. Irgend etwas traf mich im Gesicht. Ich konnte meine Mutter nicht finden. Ich rannte und kletterte in den Zug. Und mein Name — Sarah, das hab ich Ihnen erzählt. Und dann Marsh oder Marrish.« Sie stand auf und ergriff Patels Hand. »Wie soll ich Ihnen danken? Zumindest habe ich jetzt einen Ausgangspunkt für meine Suche. Direkt hier in London.«

»Was war das letzte, woran Sie sich erinnern, bevor ich Sie aufweckte?«

»Molly. Ich hatte eine Schwester, Doktor! Auch wenn sie an jenem Tag starb, auch wenn Mutter an jenem Tag starb, so weiß ich doch jetzt etwas über sie. Ich werde im Geburtenregister nachforschen, bis ich die kleine Sarah gefunden habe — das Kind, das ich damals war.«

Judith knöpfte die Bluse zu, rollte den Ärmel herunter, fuhr mit den Fingern durchs Haar, bückte sich nach ihren Stiefeln. »Falls ich meine Geburtsurkunde nicht aufspüren sollte, können Sie mich dann noch mal hypnotisieren?«

»Nein«, erklärte Patel bestimmt. »Zumindest vorläufig nicht.«

Nachdem er Judith verabschiedet hatte, ging Patel wieder ins Labor zu Rebecca. »Zeigen Sie die letzten paar Minuten des Bandes.«

Bedrückt sahen sie, wie Judiths Ausdruck sich von Schock und Entsetzen in erbitterte Wut verwandelte, hörten wieder ihren Aufschrei: »Halt! Tut ihr das nicht an!«

»Was soll man ihr nicht antun?« fragte Rebecca. »Was hat Judith Chase erlebt?«

Patel runzelte die Stirn, in seinen Augen spiegelte sich quälende Sorge. »Keine Ahnung. Sie hatten recht, Rebecca. Ich hätte ihr niemals Litencum injizieren dürfen. Aber vielleicht ist ja auch alles in Ordnung. Was immer sie erlebt haben mag, es ist ihr jedenfalls nichts davon im Gedächtnis geblieben.«

»Das wissen wir nicht«, wandte Rebecca ein. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter. »Ich habe Sie zu warnen versucht, Reza. Sie dürfen nicht mit unseren Patienten herumexperimentieren, so gern Sie ihnen auch helfen möchten. Judith Chase geht es dem Anschein nach gut. Geb's Gott, daß es auch stimmt.« Rebecca hielt inne. »Mir ist da nur etwas aufgefallen, Reza. Hatte Judith unter dem rechten Daumen eine blasse sichelförmige Narbe, als sie herkam? Ich habe keine Spur davon bemerkt, als ich auf dem Handrücken die Vene für die Injektionsnadel suchte. Aber schauen Sie sich die letzte Sequenz vor dem Aufwachen an. Jetzt hat sie eine.«

Stephen Hallett hatte keinen Blick für die liebliche englische

Landschaft, über der an diesem sonnigen Nachmittag bereits ein Hauch von Vorfrühling lag, als er nach Chequers, dem Landsitz der Premierministerin, chauffiert wurde. Sie war nach ihrem kurzen Auftritt auf Fionas Party dorthin gefahren. Daß sie ihn plötzlich morgens zu sich zitiert hatte, konnte nur eines bedeuten: Endlich würde sie ihm mitteilen, daß sie zurückzutreten gedachte, und sich dazu äußern, welchen Kandidaten sie als Nachfolger für den Parteivorsitz favorisierte.

Stephen wußte, daß die Wahl unvermeidlich auf ihn gefallen wäre, wenn es nicht diesen einen dunklen Punkt in seiner Vergangenheit gegeben hätte. Wie lange würde dieser gräßliche Skandal vor nunmehr dreißig Jahren ihn noch verfolgen? Hatte er ihm auch jetzt die Chancen verdorben? War die Premierministerin so großzügig, ihm persönlich mitzuteilen, daß sie ihn nicht unterstützen könne, oder beabsichtigte sie, ihm ihren Beistand anzukündigen?

Rory, sein langjähriger Fahrer, und Carpenter, sein Leibwächter von Scotland Yard Special Branch, beides hochintelligente Männer, waren sich über die Bedeutung dieser Zusammenkunft im klaren, das spürte er genau. Als sie vor dem stattlichen Gebäude hielten, stieg Carpenter aus und salutierte, während Rory ihm die Wagentür aufriß.

Die Premierministerin war in der Bibliothek. Warmer Sonnenschein durchflutete den hübschen Raum, dennoch trug sie eine dicke Strickjacke, und auch ihre vitale Energie schien irgendwie abhanden gekommen zu sein. Als sie ihn begrüßte, klang selbst ihre Stimme nicht so kraftvoll wie sonst.

»Es ist nicht gut, wenn man die Kampfeslust verliert, Stephen. Ich habe gerade mit meiner Psyche gehadert, weil sie mich so schmähsch im Stich läßt.«

»Verständlich, Premier . . .« Stephen stockte. Er würde sie nicht mit hohlen Phrasen beleidigen. Die Medien ergingen sich seit Monaten in Spekulationen über ihre offensichtliche Erschöpfung.

Die Premierministerin bedeutete ihm, Platz zu nehmen. »Ich habe eine sehr schwierige Entscheidung getroffen. Ich werde mich ins Privatleben zurückziehen. Zehn Jahre in diesem Amt sind für jeden genug. Außerdem möchte ich mehr Zeit mit meiner Familie verbringen. Das Land ist zu Wahlen bereit, und den Wahlkampf muß ein neu gekürter Parteiführer leiten. Ich glaube, Stephen, Sie sind der ideale Nachfolger für mich. Sie haben alles, was man dazu braucht.«

Stephen wartete auf das nächste Wort — nach seinem Dafürhalten ein Aber. Er irrte sich.

»Ohne Zweifel wird die Presse den alten Skandal wieder aufwärmen. Ich selber habe ihn nochmals untersuchen lassen.«

Der alte Skandal.

Mit fünfundzwanzig hatte Stephen als Anwalt in der Kanzlei seines Schwiegervaters gearbeitet. Ein Jahr darauf wurde Reginald Harworth, sein Schwiegervater, der Veruntreuung überführt und zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt.

»Sie wurden in vollem Umfang entlastet«, setzte die Premierministerin hinzu, »aber Affären dieser Art werden eben immer wieder hervorgezerrt. Ich bin jedoch nicht der Meinung, daß man wegen Ihres unglückseligen Schwiegervaters dem Land Ihre Fähigkeiten und Dienste vorenthalten sollte.«

Stephen spürte die Anspannung am ganzen Körper. Die Premierministerin war im Begriff, sich hinter ihn zu stellen.

Ihr Gesicht wurde hart. »Ich verlange eine ehrliche Antwort. Gibt es irgend etwas in Ihrem Privatleben, das die Partei in Verlegenheit bringen, das uns die Wahl kosten könnte?«

»Nichts.«

»Keine von diesen Nutten, die es darauf anlegen, ihre Lebensgeschichte an die Presse zu verkaufen? Sie sind ein attraktiver Mann und verwitwet.«

»Ich stoße mich an der stillschweigenden Folgerung.«

»Kein Grund. Ich muß das wissen. Judith Chase. Sie haben uns gestern abend miteinander bekanntgemacht. Ich bin mit ihrem Vater, das heißt mit ihrem Adoptivvater, im Laufe der Jahre mehrmals zusammengekommen. Sie scheint ohne Fehl und Tadel zu sein.«

Cäsars Frau muß ohne Fehl sein, dachte Stephen. Waren das nicht Judiths Worte vom Vorabend?

»Ich hoffe und erwarte, Judith zu heiraten. Wir sind uns darüber einig, daß wir derzeit keinerlei Wert auf irgendwelche Publicity legen.«

»Sehr vernünftig. Nun zählen Sie Ihre Pluspunkte zusammen. Die Adoptiveltern gehörten zur Oberschicht, und sie bringt als britische Kriegswaise einen Schuß Romantik mit. Sie ist eine von uns.« Die Premierministerin lächelte warm und herzlich. »Gratuliere, Stephen. Labour wird uns schwer zu schaffen machen, aber wir werden gewinnen. Sie werden der nächste Premierminister, und niemand wird sich mehr freuen als ich, wenn Sie sich der Königin vorstellen. Und jetzt seien Sie so nett und schenken uns beiden einen ordentlichen Scotch ein. Wir müssen sorgfältig planen.«

Judith fuhr von Patels Praxis direkt nach Hause. Im Taxi merkte sie, wie sie immer wieder flüsterte: »Sarah Marsh, Sarah Marrish.« Mein richtiger Name gefällt mir zunehmend, dacht sie vergnügt. Morgen würde sie mit der Nachforschung im Geburtenregister beginnen. Sie konnte nur hoffen, daß sie in London zur Welt gekommen war. Wenn